

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =  
Gazetta militare svizzera

**Band:** 65=85 (1919)

**Heft:** 44

**Artikel:** Das Ludendorff-Buch (Fortsetzung)

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-35348>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

eigen zu geben, noch mit diesen Teuffelkünsten Schaden gethan) durch abergläubische Mittel als Charakters, Zeichen, Bilder, Siegel, Bänder, unbekannte Worte, worunter die heilige Dreyfaltigkeit, Christus der Herr oder dergleichen eingemischt wird, Krankheiten curieren, durch Sieb- und Schlüsseldrehen verlorene Dinge wieder bringen: im ersten Fall, ob solcher schon keinen Schaden gethan, wird er mit Feuer gestraffet, im anderen Fall mit dem Schwerdt. Im dritten Fall, nach Gestalt der Sache, zwar mit Gefängniß, Spitzruthenlaufen zu straffen und hilft kein Fürwenden, daß es aus Armuth, Einfallt oder Unverstand geschehen. Es gibt zwar andere, so zur Vestigkeit (gemeint ist das „Festmachen“ gegen Hieb und Stich) gewisse Zeddel, Kräuter oder eingenähte Sachen haben, solchen soll man einen Zettel geben, wie denselben, wo darauf geschrieben wäre: Wehre dich Bernhäuter.

Die andere lange Kriegezeit nach dem 30 jährigen, die Napoleonische Kriegsfolge, war dem Blühen des Soldatenaberglaubens wenig günstig, die geistige und moralische Revolution, die ihr vorangegangen, hatte keinen Nährboden geschaffen. Dafür war die Zeit um 1870 umso günstiger. Wir vernehmen, daß auch in der deutschen Armee Schutzbriefe gegen Tod und Verwundung stark verbreitet waren, und die Zahl der überlieferten Fälle von allerlei abergläubischen Handlungen in beiden Lagern ist groß. Sehr groß sind die bekannten Fälle krassesten Aberglaubens aus dem ost-asiatischen Ringen. Es ist das leicht verständlich, denn auf der einen Seite standen Soldaten, die auch im Frieden den Heiligenbildern, Amuletten, Fetischen aller Art die größte Macht über den Menschen zubilligen und einem Aberglauben fröhnen, der uns ganz „antik“ anmutet, auf der anderen Seite aber Leute, die noch heute unter dem Banne von Geistern leben. Das äußerte sich natürlich im Kriege in noch krasserer Weise als im Frieden. So erklärt sich Generalleutnant Hamilton das eigenartige Verhalten der Gardebrigade am Jantzelin-Paß durch den Aberglauben und meint: Die Brigade konnte bis zum Abend nicht um einen Schritt vorwärts gebracht werden, trotzdem die Verluste ganz minim waren. Es scheint dieses Versagen auf Aberglauben oder sonst einer okkulten Wahnvorstellung beruht zu haben. Auch Oberstdivisionär Gertsch macht in seinem Werk über den japanischen Krieg auf merkwürdige Erscheinungen aufmerksam, die er nur zu erklären vermag, wenn er an das für übersinnliche Dinge hochempfindliche Wesen des Japaners denkt „... es war zu auffällig, wie selbst die schwersten Unterlassungen der erwähnten Art immer milde Beurteilung fanden. Die Vorgesetzten nahmen sie mit einem Gleichmut hin, wie wenn sie sich in etwas unvermeidliches geschickt hätten, wie ein Ereignis höherer Art.“

So sind wir denn zur Annahme berechtigt, der Soldatenaberglaube gehöre gleichsam zum Begriff Soldat und werde solange bestehen bleiben als Soldaten Menschen sind, in deren Natur der Aberglaube nistet, und solange der Krieg ein so günstiger Nährboden für den „Aberglaubenbazillus“ ist. Tritt er nur negativ auf und wird er nicht positiv, so kann er nicht viel schaden. Man kann ihn also getrost dulden und braucht nicht gegen ihn anzukämpfen, was, nebenbei bemerkt, ein Kampf gegen Windmühlen bedeutete und wenig Erfolg verspricht. Man hat übrigens auch schon direkten Nutzen aus dem Aberglauben bei solchen Leuten

gezogen, denen Religion, Ethik, Patriotismus wenig oder nichts zu geben vermögen, indem ihnen der Wahnglaube in den schwersten Stunden einen gewissen Halt und seelischen Trost gespendet hat.  
(Fortsetzung folgt.)

## Das Ludendorff-Buch.

### III.

Der empfindliche Rückschlag an der Marne im September 1914 und das Versagen des deutschen Durchbruchs an der Yser hatten den ursprünglichen Bewegungskrieg zum Stellungskriege werden lassen, der sich dann auf der ganzen weiten Front, von unserer Grenze bis zur Nordsee, mehr und mehr zum Grabenkriege verdichtete. Schon das bedingte eine Anpassung an veränderte Verhältnisse und erforderte teilweise Umänderungen in der Bewaffnung und bisherigen Organisation. Da man sich der Niederwerfung Rußlands halber im Jahre 1915 an der Westfront so wie so defensiv zu verhalten hatte, so hatte man hiefür trotz der französischen Angriffe in der Champagne deutscherseits alle Zeit. Das Jahr 1916 brachte dann den deutschen Angriff auf Verdun und die britisch-französische Offensive an der Somme. Es brachte aber für die deutsche Heeresleitung auch die Notwendigkeit im Westen die einzelnen Armee- und Divisionsfronten zu strecken, weil die noch nicht gebrochene Offensivkraft des russischen Heeres und das teilweise Versagen des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen Verstärkungsverschiebungen nach dem Osten zum dringenden Gebot der Stunde machten. Hiedurch wurde wiederum eine ganze Reihe von taktischen, organisatorischen und technischen Fragen aufgeworfen, die ihre entsprechende Lösung verlangten. Dabei sind es namentlich der deutsche Verdunangriff und die Sommeschlachten gewesen, die gebieterisch auf Änderungen im bisherigen Verfahren hingewiesen haben.

Vor Verdun hatte der deutsche Angriff trotz ansehnlicher Verluste nicht durchzudringen vermocht, sondern schon im Mai den Charakter der ersten großen Zermürbungsschlacht angenommen, in der durch Masseneinsatz von Menschen und Kriegsmaterial immer wieder an gleicher Stelle gerungen wurde. Wie schon einmal des genaueren ausgeführt worden ist, war viel Blut geflossen, ohne daß dadurch die Lage günstiger geworden wäre. Der Aufenthalt im Trichterfeld verbrauchte auch außerhalb der Kämpfe viel Truppenkraft, während der Franzose Rückhalt in den nahen Festungsanlagen fand. Nach Ludendorffs Anschauungen hätte der Angriff auf Verdun abgebrochen werden müssen, als er den Charakter der Zermürbungsschlacht annahm, denn der Gewinn stand nicht mehr im Einklang mit den Verlusten. In der Verteidigung mußte selbstverständlich die vom Gegner aufgedrungene Zermürbungsschlacht ausgehalten werden.

Mit den britisch-französischen Angriffen an der Somme war im Westen die zweite Zermürbungsschlacht des Jahres 1916 entstanden. Sie war durch die Entente mit einer ungeheuren Ueberlegenheit auf der Erde und in der Luft begonnen worden. „Die deutsche oberste Heeresleitung war im Anfang überrascht. Sie fuhr nun schnell Kräfte heran, aber es war ihr nicht geglückt, die feindliche Ueberlegenheit an Artillerie, Munition und Fliegern auch nur einigermaßen auszugleichen. Die Entente

hatte sich immer weiter in die deutschen Linien hineingearbeitet. Wir hatten viel Menschen und Gerät verloren. Damals wurden die vordersten Gräben noch dicht besetzt. Unterstände und Keller füllten sich beim feindlichen Artilleriefeuer. Der unter dem Schutze des Trommelfeuers angreifende Feind war schneller im Graben oder in den Dörfern, als die Besatzung aus ihren Unterschlupfen herauskriechen konnte. Eine häufige Folge war Gefangenahme unserer Leute. Der Verbrauch an physischer und seelischer Kraft war unermeßlich, die Divisionen konnten nur wenige Tage in Stellung bleiben. Sie mußten häufig abgelöst werden, um sich an ruhigen Fronten zu erholen. Sie in Reservestellung zu belassen, war unmöglich, dazu hatten wir nicht die Kräfte. Die Zahl noch einsetzbarer Divisionen wurde kleiner. Bei dem Mangel an Artillerie wurde diese bei der Ablösung der Divisionen zunächst zurückgehalten. Die Divisionen, die durch abgekämpfte freigemacht wurden, mußten nun ihrerseits in ihren bisherigen Stellungen ihre Batterien vorläufig stehen lassen und kamen ohne Artillerie hinter der Schlachtfront an. Ein wirres Vermischen der Verbände ergab sich als Folge.“

Als daher Ludendorff Ende August 1916 seine Stellung als erster Generalquartiermeister im Großen Generalstabe des Feldheeres antrat, war es ihm, sobald er die Lage nur einigermaßen übersehen konnte, sofort klar, daß aus den obwaltenden Verhältnissen neben den operativen auch die notwendigen taktischen Konsequenzen gezogen und reglementarisch festgelegt werden mußten. Hiernach war dann das Heer während des Winters 1916/17 zu schulen und für einen neuen Waffengang vorzubereiten. „Der bisherige Geländeverlust als solcher schien mir von geringerer Bedeutung; er konnte ertragen werden; aber die Frage, wie solcher in der Folge mit seiner Begleiterscheinung, der immer größer werdenden Schwächung unserer Kraft, auszuschließen sei, war von unendlicher Wichtigkeit. Ich mußte über die Kräfteverhältnisse ebenso klar sehen wie darüber, ob unsere taktischen Anschauungen noch die richtigen wären. Das erste war einfach, das zweite unendlich schwer.“

Zu diesem Zwecke fanden mit den Heeresgruppenkommandanten, Armee- und Divisionsführern, sowie mit zahlreichen Frontoffizieren zahlreiche Besprechungen statt, von denen besonders eine, die am 7. September 1916 in Cambrai stattgefunden hat, von weittragender Bedeutung geworden ist. Aus diesen Besprechungen ergaben sich für den ersten Generalquartiermeister in der Hauptsache nachstehende Richtungspunkte, die auch für unsere Verhältnisse, namentlich in artilleristischer Beziehung sehr beachtenswert sind.

Auf taktischem Gebiete mußte die angriffsweise Führung der Artilleriekämpfe, die die feindliche Artillerie und Infanterie vor Beginn des Sturmes zerschlägt, wieder in den Vordergrund gestellt werden. Bei der Unterlegenheit an Geschützen und Munition hatte man darauf verzichtet. Vermeintliches Allheilmittel war das Sperrfeuer geworden. „Die Infanterie wollte es haben; es hat aber doch viele gesunde Begriffe verwirrt. In der Theorie gut, mußte das Sperrfeuer unter dem Ungewitter des feindlichen Munitionsniederschlages nur zu häufig versagen. Unsere Infanterie, die dem Schutze des Sperrfeuers sich anvertraut hatte, versäumte allzu leicht, sich selbsttätig zu verteidigen.“

Die zahlenmäßige Steigerung der einzusetzenden Geschütze und verfügbaren Munition, die die Grundlage für eine wirkungsvolle Artillerieverwendung bildete, mußte Hand in Hand gehen mit einer strafferen Feuerleitung durch die höheren Kommandobehörden und einer sicheren Einschießtätigkeit durch eigene Luftbeobachtung. Die Führung des Artilleriekampfes hatte im wesentlichen durch die Divisionen auf Grund genauer Befehle der höheren Dienststellen zu erfolgen. Jeder Divisionskommandeur mußte einen besonderen höheren Artillerieoffizier für die Führung dieser Waffe erhalten. Zudem waren Artillerie und Flieger einander näher zu bringen. Der Flieger mußte Liebe an der Einschießtätigkeit gewinnen.

Die Infanterie focht zu eng und zu starr, sie klebte zu sehr am Geländebesitz; hohe Verluste waren die Folge. Die tiefen Unterstände und Keller wurden oft zu verhängnisvollen Menschenfallen. Der Gebrauch des Gewehrs war in Vergessenheit geraten, die Handgranaten zur Hauptwaffe geworden und die Ausrüstung der Infanterie mit Maschinengewehren und anderen Feuerwaffen weit hinter den entsprechenden feindlichen Maßnahmen zurückgeblieben. Die vorwiegende Verwendung der Handgranate war dadurch entstanden, daß sie im Grabenkrieg aus den Deckungen heraus und diese ausnützend geworfen werden konnte, während der Gebrauch des Gewehrs ein Verlassen der Deckung erforderte. Ueber der Handgranate hatte der Infanterist das Schießen vergessen und das war ihm erst wieder zu lehren.

Entsprechend dem Vorgang bei der feindlichen Infanterie, wo bereits in weitem Umfange die Kraft des Menschen durch die Maschine erhöht worden war, mußte das Maschinengewehr der Hauptträger der infanteristischen Feuerkraft werden. Die Infanteriekompanie mußte als neue Waffe ein leichtes Maschinengewehr erhalten, für dessen Bedienung sie möglichst wenig Gewehrträger herzugeben hatte. Um die Wirkung des Infanteriefeuers wenigstens an den Hauptbrennpunkten bald verstärken zu können, waren besondere Maschinengewehrformationen aufzustellen. Zudem hatten Minen- und Granatwerfer die Kampfkraft der Infanterie weiterhin zu vergrößern. Schließlich war ihre Ausbildung in Stoßtruppen, so wie sie der Krieg hervorgebracht hatte, zu reglementarisieren und damit zu ihrem Gemeingut zu machen.

„Auch für Stellungsausbau und Anlage ergaben sich aus dem bisherigen Verlaufe der Sommeschlacht wichtige Lehren. An Stelle der tiefen Stollen in den vorderen Gräben mußten Schächte von geringerer Tiefe treten. Betonunterstände, deren Bau leider lange Zeit erforderte, gewannen an Wert. Die leicht erkennbaren Grabenlinien, die jede Fliegerphotographie haarscharf wiedergab, bildeten zu gute Ziele für die Artillerie; das ganze Verteidigungssystem mußte nach der Tiefe gestreckt, gelockert und scharf dem Gelände angepaßt werden. Große, dichte Drahthindernisse, so angenehm sie für die Zeit der Ruhe waren, boten keinen Schutz mehr. Sie verschwanden unter dem feindlichen Munitionshagel. Leichte, schwer erkennbare Drahtzäune eigneten sich für den Kampf besser. Stellungen am Vorderhang mit weitem Schußfeld für die Infanterie waren vom Feinde leicht eingesehen. Sie wurden von der feindlichen Artillerie zertrommelt und konnten von der eigenen

Artilleriebeobachtung häufig nur schwer überwacht werden. Stellungen am Hinterhang mit geringem Schußfeld und unter guter Beobachtung durch die eigene Artillerie wurden gehalten. Sie verdienten im Großkampfe den Vorzug. Der ausschlaggebende Wert artilleristischer Beobachtungsmöglichkeit und damit der Notwendigkeit, sie an erster Stelle bei Auswahl einer Stellung zu berücksichtigen, war scharf in die Erscheinung getreten.“

Den skizzierten Richtungspunkten entsprechend ist dann das Westheer im Winter 1916/17 ausgebaut worden. Um den im Osten und Westen zu erwartenden feindlichen Angriffen gegenüber operativ freier zu sein, wurden aus dem damals noch ausreichenden Ersatz 13 neue Divisionen gebildet. Das mußte allerdings auf Kosten der Bataillons- und Kompagniestärken geschehen, aber eine Minderung der letzteren war so wie so nötig geworden, weil die jungen Kompagnieführer nicht mehr in der Lage waren, Kompagnien in Stärke von über 200 Mann auch nur annähernd im inneren Dienst zu übersehen und im Kampfe zu führen.

Bei der Artillerie wurden zahlreiche Neuformationen an Feld- und schwerer Artillerie aufgestellt und nach japanischem Vorbild eine besondere Heeres-Feldartillerie geschaffen, die, außerhalb der Divisionsverbände stehend, an den Kampffronten die Artillerie der Divisionen verstärken sollte, denn diese reichte mit ihren neun Batterien auch bei einer Divisionsfrontbreite von zwei bis drei Kilometern schon lange nicht mehr aus. Damit bekamen die oberste Heeresleitung und die Heeresgruppenkommando eine artilleristische Verfügungsgruppe in die Hand, die sie nun je nach Lage und Bedürfnis an besonders bedrohten Frontstellen, oder wo es sonst die Konstellation erheischte, in die Wagschale werfen konnten. Zudem erhielt jede Division ihren Artilleriekommandeur, womit eine einheitliche Leitung der Divisionsartillerie und ihrer allfälligen Verstärkungen gewährleistet war. Die Schießausbildung der Artillerie und ihr Zusammenarbeiten mit den Fliegern wurde systematisch verbessert.

Bei den Luftstreitkräften wurde namentlich die Fliegerwaffe weiter ausgebaut und der gesamte Apparat einem kommandierenden General unterstellt, der seinerseits dem Chef des Generalstabes des Feldheeres unterstand. Der Hauptwert wurde auf die Vermehrung der Jagdflieger und ihre Ausstattung mit einem guten Kampfflugzeug gelegt, ohne daß dabei aber die anderen Abarten zu kurz kamen. Auch den Geschwadern für den Bombenabwurf wurde eine weitgehende Beachtung geschenkt. Dafür schied das Luftschiff, weil ein zu großes Ziel bietend, aus den Kampfmitteln des Heeres aus. Zu gleicher Zeit erhielten die Fliegerabwehrwaffen eine Vervollkommenung und Vermehrung und der Abwehrdienst an der Front wie in der Heimat eine zweckentsprechende und umfassende Organisation.

Da der Schützengrabenkrieg für die Kavallerie keinen Raum mehr bot, so wurde mit der bereits begonnenen Umwandlung der Kavallerieregimenter zu Kavallerieschützenregimentern in Bataillonsstärke fortgefahren und die Landsturm- und Landwehrschwadronen aufgelöst. Auf diese Weise erhielt man die für die Neubildungen der Artillerie und den Troß dringend nötig gewordenen Pferde, denn der Pferdeabgang war im Heere ein ganz

außerordentlicher geworden. Heimat und besetzte Gebiete konnten denselben nicht decken und die Einfuhr aus den neutralen Staaten konnte nur unbedeutend sein.

Auch bei den Kolonnen und Trains, die bisher unmittelbar den Divisionen unterstellt gewesen waren, mußte reorganisiert werden. Man mußte sie auf die Armeen verteilen und bei diesen bodenständig machen, weil die Belastung der Eisenbahn bei den dauernden Ablösungen der Divisionen in den Abwehrschlachten durch die Mitbeförderung der Kolonnen und Trains zu groß geworden war. Gerade diese Maßregel war sehr bedauerlich und ist nach keiner Richtung hin nachahmenswert, denn die Dienstaufsicht und Fürsorge war bei den Divisionen entschieden besser als bei den Armeen und Gruppen.

Der Stellungsbau wurde planmäßig nach den neuen Gesichtspunkten der Zerteilung aller Anlagen in tiefster Gliederung und schärfster Anpassung auch in äußerer Gestaltung an das Gelände organisiert und überall nachgeprüft. Man bekannte sich damit mit anderen Worten zu dem Tiefensystem, das französischerseits schon vor dem Kriege ausgeübt worden ist. Im Westen wurden vor allem zwei große strategische Stellungen ausgebaut, die den Vorteil der Frontverkürzung und Kräfteersparnis bieten sollten. Es sind das die Siegfriedstellung in der Linie Arras- vorwärts Cambrai-St. Quentin-La Fère-Vailly sur Aisne zur Abschrägung des weiten Bogens Albert-Roye- südwestlich Noyon-Soissons-Vailly sur Aisne, und die Michelstellung, zur Abschrägung des St. Mihielbogens südwärts Verdun vorwärts der Linie Etain-Gorz. Es entstanden somit die Positionen, die man dann mit dem Sammelnamen Hindenburglinien bezeichnet hat und deren Beziehen planmäßig vorbereitet worden ist. Daneben wurde aber noch in anderen Frontabschnitten eine erhebliche fortifikatorische Arbeit geleistet. So wurde vornehmlich in Flandern, östlich Arras und vor Verdun das vorhandene Stellungssystem vertieft und auch die elsass-lothringische Front verstärkt, an der bisher nur sehr wenig geschehen war.

Alle diese Maßnahmen fanden ihre reglementarische Auswirkung in einer Vorschrift über die „Abwehrschlacht“, der sich noch „Ausbildungsvorschriften für die Fußtruppen im Kriege“ und eine größere Zahl anderer Vorschriften für die Sonderwaffen und für den Stellungsausbau anreihen. Hiezu kamen dann noch besonders zur Hebung der artilleristischen Schießkunst besondere schieß- und waffentechnische artilleristische Monatsblätter, die durch den General der Artillerie im Großen Hauptquartier an die Truppen verteilt wurden. Es ist also auf alle Fälle eine riesenhafte Arbeit geleistet worden, um den gegnerischen Angriffen mit Erfolg begegnen zu können.

Im scharfen Gegensatz zu der bisherigen, nur in starren, leicht erkennbaren Linien zusammengeprägten Verteidigung wurde nun eine weite, nach der Tiefe gegliederte Abwehr geschaffen, die in lockeren Formen beweglich zu führen war. Die Stellung sollte naturgemäß nach Abschluß des Kampfes in eigener Hand bleiben, aber der Infanterist hatte sich nicht mehr zu sagen: hier stehe und falle ich, sondern er hatte das Recht, nach allen Richtungen in beschränktem Umfange vor starkem feindlichem Feuer auszuweichen. Verlorene Linien waren im Gegenstoß wieder zu gewinnen.



Die Gruppe, deren Bedeutung viele einsichtige Führer schon vor dem Kriege scharf betont hatten, wurde ausgesprochen die Einheit im Kampfaufbau der Infanterie. Die Stellung der Unteroffiziere als Gruppenführer gewann dadurch erheblich an Bedeutung. Die Taktik individualisierte sich immer mehr und mehr. Bei der immer schlechter werdenden Ausbildung des Offiziers-, Unteroffiziers- und Mannschaftsersatzes und dem damit verbundenen Sinken der Mannszucht war es immerhin ein gewagtes Unternehmen, an den unteren Führer bis herab zu dem einzelnen Mann höhere Anforderungen zu stellen. Sein Erfolg ist dann auch von vielen bedeutenden Militärs bezweifelt worden.

Die Absicht, im Frühjahr 1918 an der westlichen Front zum Angriff zu schreiten, um auf diese Weise zu einem Frieden zu kommen, bedingte wiederum eine intensive Heeresvorbereitung, zu der der Winter 1917/18 verwendet werden mußte. Auch hierfür waren reglementarische Bestimmungen zu schaffen, die in der „Angriffsschlacht im Stellungskriege“ niedergelegt wurden. Dabei kamen nach Ludendorff namentlich folgende Leitpunkte in Betracht:

„Wir hatten wieder alle die vortrefflichen Grundsätze für den Angriff in das Denken des Heeres zurückzurufen, die unsere Reglements vor dem Kriege durchgeistigten. Sie waren durch die neueren Kampferfahrungen zu ergänzen. Ohne den Schwung des Angriffs zu hemmen, mußten die Verluste so niedrig wie nur möglich gehalten werden. Das ganze Denken des Heeres war aus dem Schützengrabenkriege heraus wieder auf den Angriff einzustellen. Waren in der Abwehr die Kräfte in einem Abschnitt gleichmäßiger auseinandergezogen, so kam es beim Angriff darauf an, einen ausgesprochenen Schwerpunkt herauszufinden und danach die Kräfteverteilung zu bemessen. In der Abwehrschlacht hatten die Bodenerhebungen stark an Bedeutung verloren. Auch die Arrasschlacht hatte dies wieder klar gezeigt. Es wurden Stellungen gehalten, die vom Feinde vollständig eingesehen waren. Oft hatte die Truppe geglaubt, ohne den Besitz dieser oder jener Höhe nicht leben zu können; wenn sie die Höhe aber nicht bekam, ging es auch so. Beim Angriff im Bewegungskrieg brachte der Gewinn der Höhen die taktische Entscheidung. Ihr Besitz war grundsätzlich anzustreben. Das Verständnis für die Breitenausdehnung der Truppen im Angriff war wieder zu festigen und vor allem der Grundsatz, daß es nicht die Menschen allein mit ihren Leibern, sondern mit ihren Waffen machen müssen. Die Kampflinie war dünn zu halten, aber dauernd aus der Tiefe zu nähren. Ebenso wie bei der Abwehr, so galt es beim Angriff, die Formen zu lockern und die Schützengruppentaktik der Infanterie scharf herauszubilden. Die Massentaktik des Feindes, die für ungeübte Truppen Vorteile bietet, durften wir nicht nachmachen.“

In Befolgung dieser Leitsätze mußte das leichte Maschinengewehr zum Hauptträger des Feuerkampfes der Infanterie gemacht werden. Leichtes Maschinengewehr und Gewehrträger hatten infanteristische Schützengruppen zu bilden, die in Not und Gefahr, im Kampf um Leben und Tod zusammenzuhalten hatten und deren Feuerkraft noch durch Schnelladewaffen aller Art und verschiedene Gewehrgranaten vermehrt wurde. Das schwere Maschinengewehr wurde zu einer ersten Begleit-

waffe der Infanterie. Es hatte mit seinen größeren Schußweiten und besseren Leistungen den Schützengruppen das Heranarbeiten an den Feind aus rückwärtigen Stellungen durch Unterfeuerhalten des Gegners zu erleichtern und sich dem Vorgehen der Infanterie anzuschließen. Zur zweiten Begleitwaffe, namentlich gegen widerstandsfähigere Ziele auf Nahentfernungen, wurde der leichte Minenwerfer. Er war Bestandteil des Infanteriebataillons, das für den Kampf mehr und mehr zur taktischen Einheit in der Division wurde, ähnlich wie die Gruppe innerhalb der Kompagnie. Aber diese beiden Begleitwaffen genügten noch nicht, sondern es schieden bei jeder Division aus den Divisionsverbänden für den Nahkampf Feldkanonen aus und traten als Infanteriegeschütze zu den Bataillonen oder Infanterieregimentern. Sie sollten im Laufe der Zeit durch besondere Infanteriegeschütz-Batterien ergänzt werden. Außerdem verfügte jede Division über ihre Minenwerferkompagnie von mittleren Minenwerfern, die auch so beweglich wie möglich gemacht worden waren und nach Bedarf auf die Bataillone verteilt werden konnten. Endlich kamen noch die Flammenwerfer, zum Einsatz gegen feindliche Besatzungen in Unterständen und Kellern auf nächste Entfernung.

Zur Unterstützung des Infanterieangriffs durch Flieger wurden besondere Schlachtenflieger-Abteilungen aufgestellt. Sie hatten mit Maschinengewehren und leichten Bomben die feindlichen Infanterielinien, die Artillerie, die feindlichen Reserven, Kolonnen und Trains, sowie von weither anrückende Marschkolonnen anzugreifen. Damit gewann die Fliegerwaffe ein neues Betätigungsgebiet von allergrößter Bedeutung. Sie wurde wie die anderen Kampf Waffen eine Vernichtungswaffe in der großen Erdschlacht.

Für das Vordringen der Infanterie in der Angriffsschlacht mußte die vorbereitende Massenwirkung der Artillerie von ausschlaggebender Bedeutung sein. 20 bis 30 Batterien, also etwa 100 Geschütze, auf einen Kilometer der Angriffsfront sollten beim Angriff eingesetzt werden. Diese Artilleriemassen gehörten mit ihren Munitionsmengen dicht an die vordersten Linien heran, weil sie nur auf diese Weise ihre Schußweiten ohne Stellungenwechsel weit in den Feind hinein ausnutzen konnten. Sie mußten dabei gegen Sicht von vorn und aus der Luft gedeckt sein. Auch konnte kein tagelanger Artilleriekampf geführt werden, die freistehenden Geschütze und ihre freiliegende Munition wäre sonst zusammengeschossen worden. Desgleichen war das bisherige Einschießverfahren nicht mehr verwendbar, weil man vorzeitig die Aufmerksamkeit des Feindes erregt hätte und der Artilleriekampf vor der Schlacht in einer für den Angreifer ungünstigen Lage entfesselt worden wäre.

Aus diesen Gründen kam man zu einem anderen Schießverfahren, das ohne ein vorheriges Einschießen der Artillerie eine ausgiebige Wirkung sicherte. Es baute sich auf auf eine genaue Entfernungsermittlung und eine tabellarische Festlegung der Tageseinfüsse und der Geschützstreuungen, so daß jederzeit der Mehr- oder Minderbedarf gegenüber der normalen Erhöhung auf eine gewisse Entfernung abzulesen war. Dieses neue Verfahren soll zwar bei alten Artilleristen auf starken Widerspruch gestoßen sein, sich aber bei seiner feldmäßigen Verwendung voll bewährt haben.

Die artilleristische Feuertechnik wurde so eingerichtet, daß nach einem nur wenige Stunden anhaltenden Artilleriefeuer die Infanterie zum Sturm antreten konnte. Die Artillerie mußte daher die gegnerische durch intensive Vergasung lähmen und die feindliche Infanterie in ihre Deckungen bannen. Nachher, sobald der eigene Infanterieangriff begann, war das Artilleriefeuer vor die vorgehende Infanterie zu legen und hatte ihr, als gewaltige Feuerwalze vorangehend, den Weg zu bahnen. Dabei mußte die Infanterie dicht an dieser Munitionswand bleiben und unter der Feuerglocke ihrer Artillerie gegen den nach dem Vorübergehen der Artillerie-Feuerwalze aus seinen Deckungen herauskommenden Feind mit ihren Begleitwaffen in den Kampf treten.

„Es war klar, je näher die Infanterie an der Feuerwalze heranblieb, desto weniger fand der Feind Zeit, seine Deckungen zu verlassen, desto mehr wurde er noch in seinen Schutzräumen überrascht. Die Feuerwalze durfte demnach nur so schnell über das Gelände hinweg vorwärtsschreiten, als die Infanterie ihr kämpfend folgen konnte. Dieses Zeitmaß war im voraus festzusetzen, denn ein taktisch-technisches Mittel zum Leiten solcher Feuerwalzen war trotz aller Versuche und trotz allen Grübelns nicht gefunden. Auch das Gelände und der Boden mußten für das Vorgehen der Infanterie eingeschätzt und für die Zeitberechnung der Feuerwalze berücksichtigt werden. Stärker ausgebaute feindliche Linien bedurften einer längeren Bekämpfung und bedingten damit einen längeren Halt der Walze. So kam es, daß ihr Fortschreiten auf einen Kilometer Tiefe bis zu einer Stunde in Anspruch nahm. Immer wurde es als ein besonderer Uebelstand empfunden, wenn der Infanterie die Feuerwalze fortlief. Der Angriff kam dann nur zu leicht zum Stehen. Sie war nicht wieder oder doch nur mit großem Zeitverlust zurückzulegen. Unsere Infanterie aber trafen Verluste, die zu vermeiden alle Führer die Aufgabe hatten. Mit der Zunahme der Entfernung wurde die Feuerwalze dünner, es fielen Geschütze allein schon wegen der geringeren Reichweite aus. Endlich genügten alle Schußweiten nicht mehr, sie hörte auf. Die Infanterie trat aus ihr heraus. Jetzt mußte schon Artillerie vorgezogen und bereit sein, die artilleristische Vorberereitung des weiteren Infanterieangriffs zu übernehmen. Trotz aller ihrer Begleitwaffen und der ihr zugeteilten Infanteriegeschütze konnte die Infanterie hierauf nicht verzichten.“

Aus diesen Anführungen geht zur Genüge hervor, daß das ganze Feuerwalzensystem eine artilleristische Aushilfe war, durch die eine Schonung der infanteristischen Kräfte ermöglicht werden sollte. Diese Aushilfe war, so einfach und logisch der Gedanke an sich ist, für die praktische Verwendung doch reichlich künstlich. Sie hat dann auch recht ungleich funktioniert und sich nicht immer auf das glücklichste bewährt. Aber sie ist doch ein sprechendes Beispiel dafür, wie sehr man im Großen Generalstab des deutschen Feldheeres mit allen Mitteln bemüht gewesen ist, den Sieg doch noch an die eigenen Fahnen zu heften. Zum anderen liefert sie den Beweis dafür, wie wandelbar im Grunde genommen alle militärischen Einrichtungen und Methoden sind.

(Fortsetzung folgt.)

## Tagebuch eines eidgenössischen Soldaten aus dem Aargau während des Feldzugs im Jahr 1815.

(Fortsetzung.)

Armeebefehl vom 23. Mai. Verhaltensbefehle an die Korpskommandanten in Ansehung der Kranken und Wiedergenesenen; diese sollen Ein- und Austrittsbillets haben. Die Feldchirurgen und Spitalärzte haben keiner des andern Befehle anzunehmen; die Spitalkranken sind dem Arzte desselben in allen Rücksichten übergeben, nur der Platzkommandant hat in gewissen Fällen darüber zu gebieten. Alle gelagerten Truppen sollen von nun an morgens vor Tagesanbruch die Tagwacht schlagen, ausrücken und unter dem Gewehr bleiben, bis die ausgeschickten Detachements zurück sind.

Wir waren jetzt freilich nicht im Lager, aber äußerst beschäftigt, solches zu bauen, weshalb vor Tag ausgerückt ward, um auch die Patrouillen abzuschicken, welche Schlag drei Uhr abmarschieren mußten; was übrig blieb, mußte ins Lager oder in den Wald. Nun war hier der Gebrauch, um die gleiche Zeit das Vieh auf die Weide zu lassen, wozu ein Hornist aus dem Dorfe das Zeichen gab. Man kann sich das Leben im Dorfe vorstellen, wo gegen hundert Pferde und anderes Vieh waren, so daß man oft nicht durch konnte. Gegen Mittag oder früher werden die Pferde eingeholt und zur Arbeit gebraucht. Sonst hat man hier bei zweihundert Ziegen; beinahe alles trinkt von dieser Milch; die Kuhmilch tun sie in die Frutieren, deren in jedem Dorfe des Waadtlandes sind, und die überall, wo der Viehstand ein wenig beträchtlich ist, eingeführt zu werden verdienen.

Divisionsbefehl vom 25. Mai. Wegen Mißbrauch der scharfen Patronen sollen nur die Vorposten laden. Die Soldaten sollen unnötiges Zeug weg-schaffen und ihre Habersäcke erleichtern. Verordnung wegen Fassung von Lebensmitteln für Zugpferde; statt zehn Pfund Haber sollen sie sieben Pfund, statt fünfzehn Pfund Heu zwanzig Pfund fassen. Die Parole soll von einem Mittag zum andern währen. Verordnung wegen Errichtung von Voltigeurkompagnien, aus jedem Bataillon eine.

Am 1. Juni ging ich auf den Lagerplatz; es war dieser nun abgesteckt und bloß das Gesträuch gestern weggeräumt worden. Der Platz war sonst gut, eine trockene Heide, eine halbe Stunde von Orbe seitwärts gegen das Gebirge; die Landstraße nach Frankreich geht nahe vorbei. Somit lagen wir recht vor der Tür. Luzerner, Thurgauer und Solothurner waren schon da, und ziemlich vorgerückt. Unsere erste Arbeit waren Kochlöcher, damit die Arbeitenden nicht nach Baulmes zum Essen mußten. Der Baracken waren für jede Kompagnie zehn, zwei für die Offiziere und dann acht für den Stab; jede kostete bei zwanzig Fuder Holz und Aeste; der Fuhrlohn war für den Wagen 1 fl.; was das Holz kostete, weiß ich nicht. Man kann sich also vorstellen, was dies Lager gekostet. Nachdem wir mit den Kochlöchern fertig waren, wurde noch ein wenig an den Baracken gearbeitet, und wenigstens eine zum Muster fertig gemacht, worauf wir in unser Kantonement zurückkehrten.

Den Soldaten wollte dies Lagerbauen nicht recht einleuchten; es war ihnen aber auch nicht zu verargen. Sie hatten schon eins gemacht, und sollten nun sogleich mit Strenge vom Morgen früh bis